



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blum, Hans: Julian Schmidt's Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Julian Schmid's Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit.

Seitdem die Feuilletons unsrer großen Zeitungen zum Arbeitsfeld für die hervorragendsten Schriftsteller unsrer Nation geworden sind, ist der Wunsch immer allgemeiner geworden, daß die besten dieser Publicationen „unterm Strich“ durch Sonderabdruck ausgenommen werden möchten von dem unerbittlichen Schicksal schneller Vergessenheit, das allem Inhalt der Tageszeitungen beschieden ist. Diesem Wunsche wird je länger je mehr Rechnung getragen. Romane und Novellen, Kritiken und Essays, wirthschaftliche, literarische und kulturpolitische Arbeiten, welche die Feuilletons unsrer Zeitungen zierten, grüßen uns häufig einige Zeit später in Buchform als alte liebe Bekannte. Nicht selten gibt der bis dahin unbekannte Vater erst dann dem Kinde seinen legitimen Namen, wenn es im losen Gewande des Journals soviel Glück gemacht hat, daß es nun als stattlicher Band auf dem Markte des deutschen Buchhandels wettwerbend auftreten kann. Wenn man die Novitäten des Messkatalogs darauf hin prüfen wollte, wie viel von dieser geistigen Arbeit bereits einmal in Zeitungen sein Publikum gefunden hatte, nicht der kleinste und unbedeutendste Theil unserer jährlichen schriftstellerischen Production würde in diese Kategorie einzureihen sein.

Im Grunde vollzieht sich auf diese Weise eine Correctur zahlreicher Mißstände, an denen der deutsche Buchhandel mit vollem Bewußtsein krankt, ohne in sich selbst die Mittel und Kraft zur Heilung zu finden. Vor allem kann das Feuilleton unsrer Zeitungen Interessen gerecht werden, welche der heutige Tag, die heutige Stunde in den Vordergrund drängt, und die dennoch in späteren Zeiten noch ruhigere Aufmerksamkeit finden, weil sie aus dem unendlichen Meere der gemeinsamen Kultur und der Geschichtserfahrung der Menschheit geschöpft wurden. Tag und Stunde hat sie an die glänzend bewegte Oberfläche dieser Fluth getragen. Sie würden für immer verrauschen in der drängenden Fluth des Tages, wenn uns der Kenner nicht zur Stunde sagte, was sie bedeuten, von wannen sie kommen, wohin sie gehen. Der deutsche Buchhandel kann mit dieser lebhaften, immer wechselnden Fluth der Tagesinteressen unmöglich Schritt halten. In welcher Form sollte er es

thun? Ein berühmter Dichter stirbt, ein junger Schriftsteller schreibt ein epochemachendes Werk, neue Doktrinen der Philosophie, der Volkswirtschaft, der Politik treten in den Vordergrund, gewaltige Erschütterungen bewegen benachbarte Staaten, ein kühner Schiffskapitän treibt auf eigene Faust große Politik und gibt den Dozenten des Völkerrechtes eine Fülle von Ferienaufgaben. Von den Zeitungen erwartet das Publikum sofortige Belehrung und Aufklärung in allen diesen Fällen. Was der Buchhandel etwa Passendes für das Interesse des Momentes auf Lager hat, begegnet dem häufig begründeten Mißtrauen, daß es veraltet sei. Alles übrige zeigt nur encyclopädische grobe Umrisse. Neue Monographien über das brennende Interesse des Tages müssen erst mit deutscher Gründlichkeit geschrieben, verlegt und gedruckt werden, und wenn sie erscheinen — ist das Interesse längst verblaßt. Sind es Broschüren, so ist man aus den größeren Zeitungen meist längst so gut unterrichtet, als es auf diesen wenigen Seiten geschehen kann; und wie wenige Leute in Deutschland besitzen das Zeug, eine packende Broschüre zu schreiben, in der die geistvolle Form uns entschädigen könnte dafür, daß wir inhaltlich wenig Neues finden? Oder soll ein Werk, ein Buch über den todtten Dichter, den epochemachenden Schriftsteller, den talentvollen Kathedersocialisten, den kühnen Seefahrer geschrieben werden? Erfahrungsgemäß läßt der deutsche Buchhandel — wenn ihn nicht Strikes zu einem noch langsameren Tempo zwingen — Bücher nur zweimal des Jahres erscheinen, vor Weihnachten und nach Ostern. Sollen wir uns nun unsern Appetit für die Interessen des Tages aufsparen von Ostern bis Weihnachten, um dem unbekanntem Verleger einer künftigen Monographie das Geschäft nicht zu verderben? Das kann auch unser Busensfreund nicht verlangen. Wir lesen lieber einsteilen die Feuilletons.

Sodann gehören zum Büchermachen zwei, Schriftsteller und Verleger. Ihr Verhältniß gründet sich, abgesehen von aller gegenseitigen Hochachtung, doch schließlich auf Leistung und Gegenleistung, mit einem Worte auf die leidige Honorarfrage. Und wie viele unserer gefeiertsten Schriftsteller können von demjenigen leben, was ihnen ihre „Werke“ einbringen? Wie viele haben ihre Schriftstellerlaufbahn hindurch ihren Unterhalt allein durch ihre Verleger gewonnen, ohne zu Arbeiten für Zeitungen und Zeitschriften oder zu einem anderen Nebenberuf oder Erwerb gezwungen gewesen zu sein? Wir glauben es ist kaum Einer unter Hundert. In dieser Hinsicht vollzieht das Feuilleton eine zweite gründliche Correctur. Arbeiten namhafter Schriftsteller für die Feuilletons großer Zeitungen werden höher bezahlt, als selbst bei irgend einer illustrierten Zeitung. Zudem wird das Autorrecht auf diese Weise am wenigsten festgefahren, der alsbaldige Wiederabdruck der Arbeit in einer Sammlung des Autors, mit völlig freier Wahl des Verlegers, meist bedungen,

und, in Anbetracht der raschen Vergänglichkeit alles irdischen Journalinhalte, unbedenklich gewährt. In Betreff der Buchausgabe seiner gesammelten Feuilletonartikel kann sich dann der Schriftsteller den im deutschen Buchhandel üblichen Honorarsätzen annähern, ohne vor sich selbst und den Seinen als schlechter Wirth zu erscheinen. Das neue Honorar ist ihm zugleich Entgelt für die fehlende Durcharbeitung der im Drange und in der Erregung der Stunde geschriebenen Feuilletonartikel. So wird der, wie zugegeben werden mag, nicht geringen Gefahr begegnet, daß die Schnelligkeit der Arbeit und das Bewußtsein, daß für ein ephemeres und urtheilsloseres Publikum geschrieben wird, die Güte der Leistung und die Strenge gegen sich selbst vermindern.

Diese Untersuchung ließe sich noch weit ausdehnen. Nicht am wenigsten danken wir z. B. der Einker der unsrer besten Schriftsteller beim Feuilleton die frischere, farbige, leichtere Schreibweise, die auch die gelehrtesten Schriften unsrer Tage vortheilhaft gegen die zünftige Pedanterie früherer Jahrzehnte auszeichnet. Indessen die Bedeutung des Feuilletons für den Werdegang vieler unsrer hervorragendsten literarischen Productionen, für das Schaffen des Schriftstellers, sein Leben und seinen Stil zu schildern, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Diese kurzen Betrachtungen wurden uns nur aufgedrängt durch die Thatsache, daß auch die einzelnen Nummern zu der werthvollen Sammlung „Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit,“ von der Julian Schmidt in diesem Jahre uns schon den dritten Band geschenkt hat,*) zuerst größtentheils in den Zeitungs-Feuilletons veröffentlicht worden sind, ehe sie in Buchform vor uns traten. Manches hat der Verfasser, ehe er sie gesammelt herausgab, verändert, berichtigt, hinzugesetzt oder weggelassen. Manche Abhandlung darf eine durchaus neue genannt werden. Aber die meisten tragen trotzdem im besten Sinne das Gepräge der Stunde; in dem Sinne etwa, wie Goethe seine Dichtungen unbedenklich als Gelegenheitsgedichte bezeichnen durfte. Man fühlt auch nach der sichten Arbeit des Verfassers aus jeder dieser Abhandlungen heraus, welche Veranlassung ihm die Feder in die Hand drückte, und die warme Erregung, die ihn erfüllte, als er schrieb, wirkt bis zu diesem Tage. —

Vieles in den drei Bänden der „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ hat gleichwohl heute in der Hauptsache nur historisches Interesse. Es

*) Die früheren Bände die wie der jetzige sämmtlich bei Duncker u. Humblot in Leipzig erschienen sind, enthielten: der erste (1869) „Die neue Generation. — Der Einfluß des preussischen Staats auf die deutsche Literatur. — Studien über die romantische Schule. — Walter Scott. — Sainte Beuve und die französische Romantik. — Eduard Vulver. — George Eliot. — Paul Heyse. — Iwan Turgenjew. — Erkman-Chatrion.“ Der zweite (1870.): Dickens. — Caballero und Alt-Spanien. — Lamartine. — Pariser moralische Velleitäten. — Heine. — Berliner Plaudereien.“

führt uns aber immerhin mitten in die Zeit, in der Julian Schmidt schrieb. So reden namentlich seine „Berliner Plaudereien“ und seine Abhandlung über „Pariser moralische Bellettäten“ im zweiten Bande die Sprache jener großen Zeit der deutschen Erhebung, von der wir nie genug und immer neues lesen werden. Die Mehrzahl der Abhandlungen des Verfassers beansprucht jedoch dauernden Werth, und es fällt schwer zu sagen, in welchem der drei Bände hiervon am meisten enthalten ist. Wenn heute an dieser Stelle vorzugsweise von dem neuesten Bande*) die Rede ist, so darf wohl zunächst für diese Beschränkung jenes Wort unsres Kanzlers angerufen werden: daß die jüngste Verfassung und die jüngste Ballschönheit immer am meisten gefallen. Nicht minder die jüngsten Bücher, vorausgesetzt daß sie gelesen werden. Man spricht wenigstens am meisten davon. Und von diesem mit Recht.

In den Schriften Julian Schmidt's wird kaum eine zweite Abhandlung gefunden werden, welche nach jeder Richtung hin vollendeter wäre, als seine „Fragmente über Shakespeare“ in diesem dritten Bande. Auf den gewaltigen Apparat, den der Verfasser zusammenträgt, um uns den Dichter in seiner ganzen Eigenart und Bedeutung erscheinen zu lassen, soll sogleich näher eingegangen werden. Aber auch diejenigen, die eine bestechende Form verlangen, um sich zu einer größeren geistigen Anstrengung zwingen zu lassen, werden hier vollständig ihre Rechnung finden. Man versuche z. B. einmal diese Abhandlung Damen vorzulesen, die meist mehr als Männer auf eine gewisse phonetische Fülle und Resonanz der Sprache achten, und man wird kaum innehalten dürfen, ehe die fünf Druckbogen zu Ende gelesen sind. Dazu kommt nun allerdings der mächtige Aufbau der ganzen Arbeit, der auch jedem gelehrten Manne hohen Genuß bereiten, und den strengsten Kritiker nicht unbefriedigt entlassen wird.

Julian Schmidt's Essay über Shakespeare — bei dieser Arbeit gerade mag man den theils bescheidenen, theils bequemen Titel „Fragmente“ nicht leicht gelten lassen — beginnt mit einer Antithese. Er stellt das Urtheil von Gerwinus, der da meinte, so wie Shakespeare müsse jeder normale Mensch denken und empfinden, dem „dreiften“ Wort Kümelins gegenüber, der Shakespeare die Künstlernatur und vielen seiner Stücke die tiefere Intention bestritt, indem er sie aus Theaterkniffen zusammengesetzt erklärte und unserer Zeit den künstlerisch höheren Standpunkt vindicirte. „Der Streit würde correcter geführt

*) „Neue Bilder aus dem Geistigen Leben unserer Zeit von Julian Schmidt. Der ganzen Folge dritter Band. — Fragmente über Shakespeare. — Willibald Alexis. — Fritz Reuter. — Friedrich Spielhagen. — Herman Grimm. — Georg Gerwinus. — Die Ideale. — Die Philosophie und das Katheder. — Leberecht Uhlich. — Jacob Kaufmann.“ Leipzig. Duncker u. Humblot, 1873.

werden“, meint J. Schmidt, „wenn man immer die beiden Fragen unterschiede, wie weit soll unser modernes Theater Shakespeare nachahmen? und welchen Werth hat er für unsre allgemeine Bildung? — Was die zweite Frage betrifft, so wird sie wohl noch heute überwiegend im Sinne von Gerwinus entschieden werden. Es liegt in der Natur der Sache.“ Aber in dem Leser regt sich billig noch eine dritte Frage, die er, wenn er sich an den Titel des Buches hält, der uns „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ verspricht, von vornherein der ganzen Abhandlung über Shakespeare entgegenhält. Was hat Shakespeare mit dem geistigen Leben unserer Zeit zu thun? Was berechtigt den Verfasser, Shakespeare unmittelbar neben die modernsten unserer Schriftsteller, neben Spielhagen, Reuter, Alexis u. dgl. zu stellen? Man kann der Frage die Berechtigung gewiß theilweise nicht versagen, am wenigsten in Deutschland, wo wir, bei aller Ehrfurcht vor den Helden menschlicher Kunst und Wissenschaft aller Zeiten und Nationen, Shakespeare doch nicht gerade vorzugsweise als den Vater und Träger unsres modernen geistigen Lebens anzuerkennen gewohnt sind. Indessen Julian Schmidt hat diesen Einwand nicht bloß erwartet; seine ganze Arbeit hat vielmehr den Zweck, zu zeigen, welche Bedeutung Shakespeare in dem geistigen Leben unserer Zeit zukommt, wie nahe er insbesondere der germanischen Welt von heute verwandt ist, welche innige Beziehungen unsre Auffassung vom Staate, unseren deutschen Glauben, unsern Ernst der Gewissensprüfung, mit einem Worte unsre Volksseele an den großen Briten knüpfen. Von dieser Seite ist Julian Schmidt's Arbeit über Shakespeare nicht bloß neu und hochverdienstlich für unser Volk, für die Mitlebenden überhaupt, sondern sie gewinnt dem Dichter selbst und seinen Werken eine Bedeutung in der Geschichte der leitenden Ideen der Menschheit, nach der Vergangenheit hinaus und hinab bis auf unsere Tage, wie sie bis dahin so rein und herrlich von keinem Landsmann des Briten und von keinem Fremden gezeichnet worden ist. Julian Schmidt hat sich die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß Shakespeare dachte und dichtete als der modernste und zugleich größte Dichter der germanischen Welt, daß er schuf in bewußtem Gegensatz zur Antike sowohl, als zu dem katholischen Romanismus des Mittelalters, und daß in dieser seiner Eigenart die wunderbare Frische und Kraft beruht, mit der seine Dichtungen noch heute die germanische Welt beleben und durchdringen. Dieser Gedanke beherrscht die ganze Arbeit. Die scheinbar entlegensten Stoffe des gesammten menschlichen Kulturlebens vereinigt der Verfasser, um von immer neuen Seiten, mit immer neuen Beweismitteln diesen einen Gedanken zu beleuchten und zu stützen.

„Man rühmt als Grundlage unsrer modernen deutschen Bildung vorzugsweise das Alterthum,“ sagt Julian Schmidt im Beginne dieser Untersuchung. „Ich glaube aber, daß, wenn man Shakespeare in die eine Wagschale wirft,

und sämtliche griechische Dichter und Prosaisker in die andere, um abzuwägen, wer stärker auf den deutschen Geist eingewirkt, gewaltiger seiner sich bemächtigt hat: ich glaube, daß die erste Schale sinkt.“ Denn schon „in der schönsten Blüthe unsrer Jugend, in der Periode, wo wir elastisch genug waren, auch das Fremde uns anzueignen, und gläubig genug, über das flüchtige Gefallen hinaus, mit den heiligsten Kräften unsres Gemüths uns dem Schönen und Guten zu verpflichten: in dieser Periode hat kein anderer Schriftsteller so unser Denken und Empfinden in die Schule genommen als Shakespeare.“ Aber dennoch hat er es zu jener Zeit nicht beherrscht, wie Julian Schmidt sehr interessant nachweist. Lessing ist auch in dieser Hinsicht nur der Verkünder der Wahrheit gewesen, ohne sie selbst voll zur Geltung zu bringen. Er empfiehlt Shakespeare, die Aufführung seiner Stücke und seine Nachahmung aufs Wärmste. Aber er selbst vermag sich Diderot's Vorbild, dem Einfluß der französischen „comédie larmoyante“ nicht zu entziehen. Unsere beiden Dichterheroen dagegen, so viel sie auch Shakespeare zu ihrer höchsten dramatischen Vollendung verdanken, nehmen sich bald die griechische Weise fast ausschließlich zum Vorbild — Schiller freilich mehr in der Theorie; in der Praxis „schlug ihn doch oft Shakespeare in den Nacken: Wallenstein und Wilhelm Tell haben trotz alles Idealismus mehr von dem Briten als dem Griechen.“

Worin liegt dieser Gegensatz? Julian Schmidt führt ihn auf einen dreifachen Grund zurück. Dieser Gegensatz ist zunächst nicht bloß ein zeitlicher, sondern ein nationaler. Er ist so weit und groß wie der Gegensatz zwischen der Edda und dem Homer; andre Götter und andre Sitten beherrschen beide, und nicht minder eine durchaus andre Phantasie, „die Phantasie und Empfindung des Germanen bewegt sich in Sprüngen, die des Griechen schreitet. Shakespeare ist in der Structur seiner Phantasie ein echter Germane; ruhigen Fluß findet man bei ihm nie, dagegen unausgesetzte Löwensprünge, von denen jeder sein Ziel erreicht.“ Der zweite Gegensatz zwischen Shakespeare und der Antike ist ein historischer: zwischen beiden liegt die tiefe Kluft des Christenthums, die Lehre von der Verderbniß der Welt und der Pflicht der Wiedergeburt. „Sie eröffnet der Phantasie der nordischen Völker einen Blick in den Abgrund der Seele und der Natur, von dem die Alten keine Ahnung hatten. . . Was in den geheimen Tiefen der menschlichen Seele vorgeht, wissen wir ungleich genauer, als die Alten.“ Der dritte Gegensatz liegt in der Kunstform. Das antike Theater war aus dem Chorgesang zu Ehren des Dionysos hervorgegangen, der Chor blieb daher im Grunde die Hauptperson, das Drama duldete zur Zeit seiner höchsten Blüthe unter Sophokles nur drei Personen außer dem Chor, und dieser sollte grundsätzlich die Bühne nicht verlassen, so daß für Zeit und Raum der Handlung ein sehr beschränktes

Maß gesteckt war. Das Theater des Mittelalters dagegen hatte als Grundlage der dramatischen Action die Bibel. Die ganze Gemeinde spielte mit; Grund genug, eine unendliche Reihe von Scenen und Personen vorzuführen. Die Kunstform Shakespeare's ist von beiden verschieden. Er gibt nur einzelne Scenen, aber diese ausführlicher und entwickelter als seine Vorgänger, er muthet dem Zuhörer harte Sprünge von einer Situation zur andern zu, aber er weiß auch „in den großen Scenen, der eigentlichen Stütze des ganzen Gebäudes, den Schein des Lebens in einer Weise hervorzurufen, wie kein anderer Dichter. Er zeichnet nicht, wie die Griechen, gleichsam die abstracte Handlung en relief, sondern die ganzen concreten Menschen, wie sie innerhalb dieses Theils der Handlung empfinden, denken, sich bewegen. . . Shakespeare's Theater ist wie das Leben: nicht ein beständiger Fluß, sondern eine Reihe mehr oder minder gewaltsamer Evolutionen.“

Diese scharf und gewissermaßen im Grundriß gezeichneten Kontraste zwischen der Muse der Alten, des Mittelalters und derjenigen Shakespeare's geben Julian Schmidt Veranlassung zu den geistreichsten Ausführungen. Die Abschnitte, in denen er nachweist, wie Shakespeare im Gegensatz zu allen Vorgängern das innerste unbegriffenste Seelenleben, den Traum, „die Nirwana“ u. s. w. in seinen Dramen zur Geltung gebracht hat, ohne doch je den Helden, der unter diesen dämonisch-menschlichen Eindrücken handelt, der Verantwortlichkeit für sein Thun zu entziehen; dann die Abschnitte, in denen er an den wenigen beglaubigten Zügen aus Shakespeare's Leben und namentlich an seinen Sonetten den Zusammenhang aufzeigt zwischen der Weltanschauung des Dramatikers, Lyrikers und Menschen, das gehört wohl mit zum besten der ganzen Arbeit. Aber daraus lassen sich füglich nicht Auszüge geben, das muß im Ganzen gelesen werden.

Eher ist ein Resumé der historischen Ausführungen Schmidt's möglich, die uns Shakespeare's Eigenthümlichkeit nach der Weltlage und Weltanschauung seiner Tage zeichnet. Seine Welt „ist England im Uebergang vom sechszehnten ins siebzehnte Jahrhundert, eine Periode der gewaltsamsten Umwälzung, die vielleicht wie keine andere den Fortgang der Cultur in eine bestimmte Bahn gedrängt hat. Als Shakespeare schrieb, lebte die alte Zeit in der Ueberlieferung noch fort; sie war zu Grabe getragen und es war Gras darüber gewachsen, aber mit Schauern erzählte der Großvater seinem Enkel, was er von seinem Vater über jenes furchtbare Geschlecht gehört. . . Wer über die Greuel stutzt, die im Lear, Hamlet, Richard III. u. s. w. vorkommen, der schlage irgend einen Dramatiker der nämlichen Periode auf, unmittelbar vor und nach Shakespeare und er wird noch ganz andere Dinge zu hören bekommen. Menschen großer Verbrechen und großer Tugenden fähig, sah er in nächster Nähe; gewaltige Leidenschaften und ihre Folgen bis zum Außer-

sten, so ging ihm der Sinn für die Geschichte auf. Nun hatte das Zeitalter auch seine Lichtseite. Trotz jener Verbrechen und Verfolgungen regte sich im Volk eine ausgelassene übermüthige Lebenslust, es war ein Farbenreichtum, von dem wir in unsern abgeblaßten Sitten keine Vorstellung mehr haben.“ Dazu war der Sinn geweckt, alles mit Humor zu empfinden. Und außerdem war das Volk sich seiner aussteigenden Kraft bewußt. Elisabeth schuf den Nationalstolz. Sie war zugleich die Gelehrte auf dem Thron, Lord Bacon Shakespeare's Zeitgenosß; mit Riesenschritten drang der Mensch vorwärts im Studium der Natur, des Menschen, der Geschichte, der Erde und der Sterne. „Für Shakespeare's welthistorische Bedeutung aber entschied, daß er auf protestantischem Boden stand.“ Damit leitet Schmidt den eigentlichen Kernpunkt seiner Abhandlung ein.

Niemand allerdings wird nachweisen können, daß Shakespeare, der Staatsbürger, sich confessionell zu den Katholiken oder Protestanten zählte. Heinrich Heine und Reichensperger dichten ihm beide legitimistisch-katholische Gefühle an. „Beide gehen von dem Grundirrtum aus, das gesammte Mittelalter für katholisch zu halten. Aber das Mittelalter, das Shakespeare den Stoff gab, ist nicht das katholische, sondern das altgermanische; seine Macbeth, Richard, Kleopatra haben altheidnisches deutsches Blut in sich, wie Brunhild, Chrimhild und Hagen von Tronegg.“ Im römischen Kaiserreich zwar hatte sich das Christenthum bald die Anerkennung als Staatsreligion errungen. Denn die alte Religion besaß keine Widerstandskraft, wurde von Niemandem mehr geglaubt. Der tiefe Drang nach Entföhnung und Heiligung, der damals durch die Welt ging, und auch das entnervte Geschlecht der Römlinge erfaßte, fand nur im Hinweis auf den Erlöser und das Jenseits Trost. Aber anders wurde die Kirche, als sie den römischen Kaiserstaat beherrschte; vollends nach dem Sturz des Kaiserthums. Sie fühlte sich als Erbin Roms; die Hauptstadt und die Sprache der alten Welt blieb ihre Hauptstadt, ihre Sprache, sie beanspruchte die Weltherrschaft. Ihr streitendes Heer löste sich ab von der übrigen menschlichen Gesellschaft. Das Mönchsthum und das Cölibat schulen den blinden Gehorsam gegen Rom. Das Laienthum überließ man seinen unheiligen Sitten. Nur „gute Werke“ zum Vortheil der Kirche, und die Ohrenbeichte d. h. die Herrschaft über die Gewissen, forderte man zur Sühne. Die Barmherzigkeit Gottes war in die Hände der Priester übergegangen, für Geld und gute Worte zu kaufen. Jede Sündenvergebung hatte ihre Taxe, und es war dafür gesorgt, daß mit Geld auch den abgeschiedenen Seelen geholfen werden konnte, die bereits im Fegefeuer standen.

Aber das war nur die eine Seite; nur das Leben der einen großen Partei des Mittelalters. Das germanische Element bildete den Gegensatz. Noch

lebten die alten Götter unter den Germanen, als diese längst Christen geworden waren, in sagenhaftem Dunkel, heimlich und grauenhaft, doch unvergessen. Deutsche Art, Sitte und Recht erhielt sich gleichfalls. Kräftig bäumte sich das deutsche Gewissen gegen die Frivolität der romanischen Sündenvergebung. Vier Jahrhunderte kämpft der deutsche Kaiser gegen das hierarchische Weltreich. Als das Kaiserthum der Kirche erliegt, ist die germanische Welt doch keineswegs bezwungen. Im Gegentheil, die Kirche selbst hat die Führung der Geister verloren. Die größten literarischen Schöpfungen des Mittelalters, z. B. Dante's göttliche Komödie, sind mit nichts christlich-katholisch. Dante ist ein entschiedener Gegner des Papstes. Titarel, Parcival, sind trotz ihres christlichen Hauches antikatholisch, denn sie läugnen die geistliche Autorität; die Nibelungen wird niemand für ein christliches Gedicht erklären, und die Troubadours lieben beständig, aber beten wenig. Vollends heidnisch wird die romanische Welt mit dem Emporkommen der Renaissance. Frömmigkeit, Andacht, Gewissen werden von Päpsten und Fürsten, Pfaffen und Laien lustig weggelacht. Da empört sich die germanische Welt gegen die ungeheure Frivolität und Entartung der Kirche und der Wortführer des deutschen Volksgestes ist Martin Luther. Luther ist eine deutsche Natur durch und durch. „Er ist nur von der einen Ueberzeugung durchdrungen, das Christenthum sei Wahrheit, und von seinem ersten Auftreten an ist das leitende Motiv seines Denkens und Handelns die Gewissensfrage: in welcher Form soll und kann das Christenthum auf Erden eine Wahrheit werden? Aus dieser Gewissensfrage entspringen die beiden Hauptsätze seiner Lehre: es giebt keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, und: nicht die guten Werke machen selig, sondern einzig und allein der Glaube . . . Der Glaube ist ihm die volle Entfaltung der Individualität zu einem gewaltigen Willensact, dessen engerer Inhalt das Ergreifen der Erlösung ist . . . Luther wollte das Christenthum zur Wahrheit und seine Gebote zur Pflicht für alle machen: er konnte deßhalb keine Pflichten anerkennen, die nicht Pflichten für Alle sind.“ Er hebt daher das Cölibat auf, „er gab dem Volk die Bibel in der Ursprache, das deutsche Kirchenlied an Stelle des Ave Maria, er löste seinem Gefühl die Zunge. . . : Luther ist durch und durch deutsch, durch und durch Christ; die Art, wie beides sich in seinem Gemüth lebendig durchdrang, ist es, was ich Protestantismus nenne.“

Was hier angeführt wird, ist nur ein kleiner Theil des bedeutsamen Materials, das Julian Schmidt herbeiträgt, um den protestantischen Standpunkt und Sinn Shakespeare's zu erweisen. Als wirkungsvolle Gegensätze dienen ihm die Schriftsteller der romanischen Welt, welche aus der Gewissenserweckung hervorgehen, die auch in der katholischen Welt sich in Folge der deutschen Reformation geltend machte. Aber wie wunderbarlich sind uns die

Heiligen eines Calderon, Murillo, die Fanatiker Loyola, Philipp II., Sixtus V.; selbst die Ideen Tasso's, Voltaire's, Victor Hugo's entstammen sichtbarlich dem romanisch-katholischen Boden, nicht dem protestantisch-germanischen. Der prägnanteste Ausdruck des Letzteren ist Kant's tief innerlich-mystischer kategorischer Imperativ. Und nach alledem heißt es über Shakespeare: „Indem er das Leiden des Gewissens zum Gegenstande seiner Haupttragödien nahm, wie es vor ihm nie ein Dichter gethan, wurde er in einer ähnlichen Gewalt wie Luther Verkündiger der protestantischen Weltanschauung. Shakespeare zeigt das Phänomen des Gewissens in allen Höhen und Tiefen, er zeigt es in seinem Leiden und in seiner Größe, er zeigt es als die bleibende Eigenschaft der menschlichen Seele, als diejenige, die den Menschen über das Thier erhebt. — Wie aber das Gewissen sich zur Weltmacht stellt, das bleibt ein Geheimniß, wie auch der Gott, den der Protestantismus anbetet, unerforschlich ist.“

Ist diese Auffassung Shakespeare's aber wirklich die richtige, hat sie Anspruch darauf, auch von späteren Generationen anerkannt zu werden? Der letzte Abschnitt der Abhandlung Schmidt's gibt auf diese Frage Antwort. Bereits wir Deutsche des 19. Jahrhunderts empfinden, daß Shakespeare keineswegs bloß das Zeitalter der Königin Elisabeth vertritt. Immerhin ist er ein Engländer, aber das England seiner Zeit war der Knotenpunkt, in welchem alle charakteristischen Eigenschaften des germanischen Geistes sich einander drängten. Und ein spätes Geschlecht, welchem das 13., 16. und 18. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ungefähr so nahe rückt, als uns das 2., 5. und 8. Jahrhundert der römischen Geschichte, wird unbedenklich das Nibelungenlied und Shakespeare und wohl auch Goethe als Vertreter derselben Geistesrichtung bezeichnen, und ebenso Holbein und Rubens, Sterne, Goldsmith und Beethoven, und als geistesverwandte Antipoden wird er nennen Dante, Calderon, Murillo, Paul Veronese, Loyola und selbst Rousseau und Voltaire, jeden in seiner Art. „Mit einem Wort“ — schließt Julian Schmidt — „ich halte Shakespeare für den Repräsentanten des germanisch-protestantischen Geistes, wie er sich von den Nibelungen bis Goethe, von Kaiser Friedrich II. bis zu Fürst Bismarck entwickelt hat, im Gegensatz sowohl zur Antike, als zu der römisch-katholischen Bildung. . . Ich halte Shakespeare für den Vertreter dieses Geistes, und zwar für den größten, weil er der reichste ist. Er ist nicht der Held selbst, aber der Spiegel der Helden; er zeigt sie uns im Bilde in einer Vielseitigkeit, Tiefe und Wahrheit, die kein anderer Dichter auch nur annähernd erreicht.“

Mit diesem Bilde aus dem geistigen Leben unserer Zeit sei dieser Bericht über das Buch geschlossen, um dem Leser selbst die Nachlese des anderen Inhalts zu überlassen. Er wird sich dadurch nicht weniger angezogen fühlen, als durch das vorstehend in sehr kurzem Auszug Mitgetheilte. Allen, die sich

in der modernen deutschen Literatur, der belletristischen wie in der kulturhistorischen orientiren wollen, ist die Lektüre der Bilder Julian Schmidt's dringend zu empfehlen, gleichviel bevor oder nachdem die Schriften der Verfasser gelesen sind. In beiden Fällen mag man sich das Recht einzelner Meinungsverschiedenheiten mit Julian Schmidt vorbehalten und von diesem Rechte Gebrauch machen. Aber im Ganzen wird man ihm für die treffliche Uebersicht über die verschiedensten Autoren und für seine ausgezeichnete Charakteristik und Kritik ihrer Eigenart und ihrer einzelnen Werke, sowie für die lebendige Anregung, die er bietet, bleibenden Dank schulden.

Hans Blum.

Richard Wagner's „Ring des Nibelungen.“

5. Die Möglichkeit der musikalischen Gestaltung.

Die musikalische Aufgabe ins Auge fassend, welche sich der Dichter und Componist mit der Tetralogie „der Ring des Nibelungen“ gestellt, betreten wir das eigentlichsste Gebiet seiner Kunsttheorien, seiner Theorie des Drama, der Musik und der Verbindung beider. Gleichwohl müssen wir auch hier die Beschränkung bewahren, die wir bei diesen Aufsätzen uns von Anfang auferlegt. Mit Wagner, dem Reformator des Dramas auf dem Boden der Theorie, wollten wir diesmal nicht discutiren. Dazu findet die Gelegenheit sich vielleicht ein ander Mal. Außere, aber auch innere Gründe haben uns jetzt zu dieser Beschränkung bewogen. Es kam uns darauf an, die Dichtung vom Ring des Nibelungen als für sich dastehende Schöpfung auf uns wirken zu lassen, und von dieser Wirkung Rechenenschaft abzulegen.

Die Dichtung liegt als Ganzes vor, die musikalische Composition noch nicht. Auch ist die Bekanntschaft einer Composition, wie man sie durch das Studium der Partitur oder eines Clavierauszuges ohne den gleichzeitigen Eindruck der Darstellung machen kann, noch ungenügender als das Lesen einer auf Darstellung berechneten Dichtung. Wir besprechen daher den musikalischen Theil der Wagner'schen Nibelungendichtung soweit die Gelegenheit zu seiner Bekanntschaft bis jetzt gegeben wäre, nicht. Wir wollen nur den Versuch machen, das Verhältniß in der Dichtung zur musikalischen Gestaltung zu bezeichnen, wie es uns beim Lesen des Werkes erschienen ist.